

# Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Politische Uebersicht.

\* Zürich, 20. August 1914.

Die politische Uebersicht der letzten Nummer war vom 24. Juli datiert. Sie sprach davon, daß wieder recht viel Unruhe sei in unserm alten Europa. „Jedermann versichert hoch und teuer seine Friedensliebe, und alle Welt rüstet.“ Und Oesterreich halte wieder einmal ein „großartiges Ultimatum“ bereit, um es nach Belgrad zu lancieren. Der leise Spott, der in diesem letzten Satz mitschlingt, war unberechtigt. Das österreichische Ultimatum an Serbien, dessen Wortlaut jeden ehrlichen Friedensfreund in ganz Europa vor Schrecken erbleichen ließ, erwies sich als die Lunte, die ans Pulverfaß gelegt wurde und den europäischen Frieden in die Luft sprengte. Bis heute zählen wir bereits elf Kriegserklärungen der Groß- und Kleinstaaten untereinander, und es scheint nicht, als ob wir damit schon ganz am Ende seien. Die Berliner Landwehrsoldaten haben an ihre Kaserne ein Plakat angeheftet mit den Worten: „Hier werden bis auf weiteres noch Kriegserklärungen angenommen.“ Das ist ein blutiger Wit. Er kann in Erfüllung gehen und selbst dem übersprudelnden Kraftgefühl der Berliner Landwehrleute noch den Wunsch nach Schluß der Liste nahelegen.

Das Maß der Schuld der einzelnen Staaten an dem jetzt ausgebrochenen Krieg aller gegen alle zu untersuchen, kann nicht unsere Sache sein. Ein solches Unterfangen verbietet nicht nur das Damoklesschwert der Zensur, das gegenwärtig auch über der Schweizer Presse schwebt: Der letztern wird strenge Zurückhaltung auferlegt schon durch die gefährvolle Lage der Schweiz inmitten des europäischen Krieges und durch den Zustand der Nervosität und Aufregung, in dem sich die Völker auch der nicht — oder noch nicht — am Krieg direkt beteiligten Staaten befinden. Wir haben nicht anzuklagen und nicht zu entschuldigen, sondern nur festzustellen und so gut als möglich zu erklären. Es soll damit an anderer Stelle dieses Heftes begonnen werden.

Aber von was soll man denn in der „Politischen Uebersicht“ noch sprechen? Es gibt ja in der ganzen Welt keine politische Frage mehr als den Krieg! Was kümmert uns jetzt noch Mexiko, was sagen uns Ministerwechsel und dreijährige Dienstzeit in Frankreich? Homerule für Irland ist abgetan; selbst die englischen Suffragetten begruben ihr Kriegsbeil, das sie so wild gegen Delgemälde schwangen. Man hört nichts mehr von einer

sozialen Frage. Es gibt keine Sozialisten, keine Syndikalisten, keine Antimilitaristen mehr. Die wildesten französischen Antimilitaristen, Hervé unter ihnen, welche die Fahne des Vaterlandes auf dem Misthaufen aufpflanzen wollten, waren die ersten, das Käppi aufzustülpen, das Gewehr umzuhängen und an die Grenze zu stürmen, um — die Fahne des Vaterlandes zu schützen. Wie weggewischt, wie nie gewesen war alles das,

was jemals von den Sozialdemokraten Faller Länder gegen Krieg, Militär und Patriotismus gesagt und geschrieen worden. Und wo ist Jaurès? Wir hörten ihn noch in der denkwürdigen Friedensversammlung der Internationale im Basler Münster donnern gegen den Krieg. Er prophezeite, daß an dem Tage, da der Kapitalismus den Weltkrieg zu entfachen sich herausnehmen werde, das internationale Proletariat stark genug sein werde, ihn zu verhindern. Jaurès hat sich getäuscht. Nicht der Krieg, aber er, der Friedensfreund, wurde aus der Welt geschafft. Ihn streckte die Mörderkugel aus dem Hinterhalte nieder, als die Stunde des Krieges gekommen war, und er verschwand lang- und kluglos von der Bühne. Heute gibt es überhaupt kein „internationales Proletariat“ mehr; heute gibt es nur noch russische, französische, deutsche, englische Patrioten. Das wird man vielleicht als den „Segen des Krieges“ preisen. Aber um welchen Preis wird dieser „Segen“ erkauft — um welchen Preis!

Es war am Sonntag dem 2. August, als auf den Straßen in Zürich die konservativsten, ordnungstiebendsten Leute einander mit leuchtenden Augen und strahlendem Gesicht zuriefen: Revolution in Paris, Regierung gestürzt! Und es war eine bittere Enttäuschung für diese Leute, als es am Abend hieß, daß kein Mensch in Paris an Revolution denke. Warum die Freude über die Revolution, die Enttäuschung über ihr Ausbleiben? Revolution in Paris hätte geheißen: Kein französisch-deutscher Krieg, dann auch kein englisch-deutscher und kein Weltkrieg, sondern höchstens wieder ein Krieg im Osten, schlimmstenfalls zwischen Rußland und Oesterreich. So konnte es kommen, daß einmal die überzeugtesten Anti-Revolutionäre das Ausbleiben einer erwarteten Revolution geradezu beklagten!

\* Totentafel (vom 21. Juli bis 15. August 1914). Am 21. Juli starb in Bern im Alter von 63 Jahren Jakob Döschner



General Ulrich Wille.

von Mänikon, Generaldirektor der Schweizerischen Volksbank, früher Direktor der Zürcher Filiale dieser Bank und hervorragendes Mitglied des Männerchor Zürich.

Am 23. Juli in Bern Oberzolldirektor Oberst Hermann Suter im 61. Altersjahr.

Am 27. Juli in Zürich der kantonale Lehrmittelverwalter Jakob Huber im Alter von 57 Jahren.

Am 29. Juli in Schaffhausen F. G. Stofar von Neuforn, langjähriger Direktor der Bank in Schaffhausen, im 69. Altersjahr.

Am 1. August die verehrungswürdige Frau Professor C. C. Stöcker-Caviezol in Zürich, im 86. Altersjahr. Sie war Ehrenmitglied des Zentralvorstandes des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins und Ehrenpräsidentin der Sektion Zürich. „Rastlos und selbstlos wirkte die Heimgegangene für das Wohl ihrer Mitmenschen, und ehrend und dankbar werden ihrer stets alle gedenken, für die sie ihre reichen Gaben einsetzte, und diejenigen, die mit ihr arbeiten durften.“

Am 6. August in Zürich Joh. Hofstetter-Bader, Rektor der Freien Schule Zürich 1, im 61. Altersjahr.

Am 8. August in Zürich Fritz Marti, Feuilletonredaktor der „Neuen Zürcher Zeitung“, erst 48 Jahre alt. Mit ihm ist einer der liebenswürdigsten,

achtungswertesten schweizerischen Schriftsteller unserer Zeit dahingegangen. Fritz Marti war bei seinem Beruf mit Herz und Seele. Streng gegen sich selbst, milde in der Beurteilung anderer, hat er manchem jungen Talent den Weg geebnet und in seiner großen Bescheidenheit andern den Vortritt gelassen, wo ihm die erste Stelle gebührt hätte. Der Verein der Zürcher Presse verliert in Marti seinen vielverdienten, hingebenden Präsidenten.

## Der europäische Krieg.

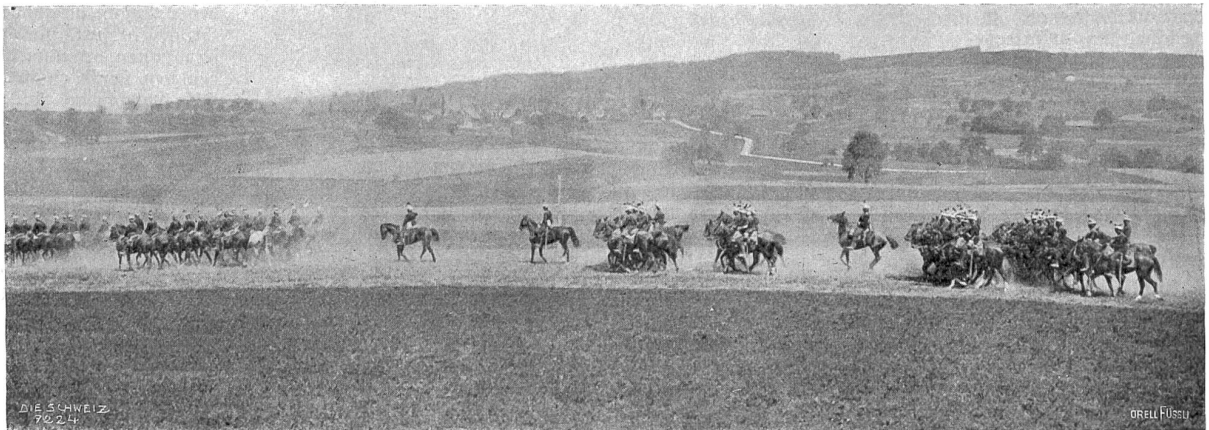
\* Den Ausgangspunkt des europäischen Krieges von 1914 bildet das Attentat von Serajewo vom 28. Juni 1914. Dort wurde der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand samt seiner Frau von dem achtzehnjährigen Gymnasiasten Princip, einem Bosniaken serbischer Nationalität, erschossen. Die von den österreichischen Polizeiorganen geführte Untersuchung deckte Fäden einer Verschwörung auf, die nach Belgrad reichten; sogar serbische Offiziere und Beamte sollen daran direkt beteiligt gewesen sein. Oesterreich-Ungarn nahm daraus Veranlassung, der serbischen Regierung am 23. Juli ein Ultimatum zu überreichen, dessen außerordentliche Schärfe eine Ueberraschung für ganz Europa bildete, so

ungeteilt auch der Abscheu über das Attentat von Serajewo gewesen war. Die Forderungen des Ultimatus waren derart, daß ihre diskussionslose Annahme, wie Oesterreich sie verlangte, für Serbien den Verzicht auf seine staatliche Selbständigkeit bedeutete hätte. Trotzdem war das durch zwei vorausgegangene blutige Kriege geschwächte Serbien zu einer vollständigen Unterwerfung bereit, als ein wenige Stunden vor Ablauf der gesetzten Frist, Samstag den 25. Juli, aus Petersburg eingegangenes chiffriertes Telegramm ihm den Mut gegeben zu haben scheint, an die zwar beinahe restlose Annahme des Ultimatus doch noch einige Vorbehalte bezüglich einzelner Punkte zu knüpfen, die Serbien dem Schiedsgerichtshof im Haag zu unterbreiten wünschte. Oesterreich-Ungarn lehnte die solchermaßen verlaufene Antwort Serbiens ab und erklärte ihm am 28. Juli formell den Krieg. Den übrigen Mächten gegenüber wurde der Standpunkt vertreten, daß es sich bei diesem Krieg lediglich um eine Strafexpedition gegen Serbien handle und Gebietsveränderungen auf dem Balkan nicht beabsichtigt seien.

Der Standpunkt Oesterreichs fand jedoch nur in Deutschland rückhaltlose Zustimmung, während namentlich in den Staaten des Dreiverbandes — Rußland, Frankreich, England — die Schroffheit Oesterreichs gegen Serbien scharf verurteilt und für den allfälligen Ausbruch eines europäischen Krieges verantwortlich gemacht wurde. Rußland beantwortete die Mobilisation Oesterreichs gegen Serbien mit einer Mobilisation seiner Streitkräfte an der österreichischen Grenze, ging aber schon nach wenigen Tagen zur allgemeinen Mobilisation seiner ganzen Armee über. Es ist durch die Veröffentlichung des Depeschenwechsels zwischen Wilhelm II. und Nicolaus II. erwiesen, daß Kaiser Wilhelm sich die größte Mühe gegeben hat, den Frieden zu erhalten, indem er nicht nur auf den Zaren einzuwirken suchte, damit er die Mobilisation einstelle, sondern auch in Wien mit ernstem Nachdruck darauf drang, daß man mit Rußland wenigstens unterhandle, was Oesterreich bisher strikte abgelehnt hatte, weil es eine Einmischung von irgend einer Seite in die ausschließlich österreichisch-serbische Angelegenheit nicht dulden könne. Ohne indessen den Erfolg der Bemühungen des deutschen Kaisers in Wien abzuwarten, setzte Rußland seine Mobilisation fort, wodurch Kaiser Wilhelm veranlaßt wurde, seinen Interventionsversuch als aussichtslos abzubringen und Deutschland als im „Zustand drohender Kriegsgefahr“ befindlich zu erklären. An Rußland erging am 31. Juli ein zwölfstündiges Ultimatum mit der Aufforderung, die Mobilisation einzustellen.



Oberstkorpskommandant Th. v. Sprecher, der Chef des eidg. Generalstabes.



Von den Herbstmanövern des I. Armeekorps 1911.

Frankreich wurde von Deutschland angefragt, ob es im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bleiben werde oder nicht. Da Frankreich noch am gleichen Tage, Samstag 31. Juli, nachmittags fünf Uhr, die allgemeine Mobilisation anordnete, war die Antwort von dieser Seite bereits gegeben. Eine Stunde später wurde in Berlin die allgemeine deutsche Mobilisation proklamiert. Um 7 Uhr 30 überreichte in Petersburg der deutsche Botschafter Graf Pourtales die deutsche Kriegserklärung.

Samstag den 1. August schritten Holland, Belgien und die Schweiz zur allgemeinen Mobilisation zum Schutze ihrer Neutralität. Bereits wurden eine Reihe von Grenzwischenfällen an diesem und den folgenden Tagen gemeldet; zugleich zeigte sich immer deutlicher, daß auch England in den Krieg eingzugreifen gedenke. Am Abend des 2.

August machte die englische Flotte mobil. Die schweizerische Bundesversammlung wählte am 3. August zum General den Oberstforstkommendanten Ulrich Wille und erklärte zugleich die strenge Neutralität der Schweiz. An diesem Tage, mittags 12 Uhr 30, verlangte der deutsche Botschafter in Paris, von Schoen, seine Pässe, und es trat der Kriegszustand zwischen Deutschland und Frankreich ein. Am Morgen des 4. August wurden bei dem bernischen Juradorf Bournevézin sieben deutsche reitende Jäger von verfolgenden Franzosen in die Schweiz getrieben und hier entwaffnet und interniert. In Berlin wurde der deutsche Reichstag vom Kaiser mit einer Thronrede eröffnet. Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg gab in seiner Rede die beabsichtigte und bereits begangene Verletzung der Neutralität Luxemburgs und Belgiens zu mit der Motivierung: „Not kennt kein Gebot!“ Gleichzeitig fand in Paris die Kriegssitzung der französischen Kammer statt. Englands Botschafter Sir Goschen war während der Reichstagsitzung im Reichstagsgebäude erschienen und hatte den Staatssekretär des Neußern gefragt, ob Deutschland die Neutralität Belgiens zu respektieren gedenke. Auf die verneinende Antwort hin verlangte Goschen seine Pässe und erklärte der deutschen Regierung

im Namen Englands den Krieg. Von Belgien hatte Deutschland unter Zusicherung seiner Integrität und Schadenersatz in einem Ultimatum Durchmarscherlaubnis verlangt, das Belgien seinerseits mit einer Kriegserklärung beantwortete. Italien erklärte seinerseits strikte Neutralität und machte gegenüber Vorstellungen Deutschlands geltend, daß es in einem Angriffskrieg der beiden andern Dreimächte zum Marschieren nicht verpflichtet sei, namentlich dann nicht, wenn ihm von ihren Absichten zum voraus gar nichts

mitgeteilt wurde. Zur Wahrung seiner Interessen ordnete Italien eine teilweise Mobilisation an, die sich allmählich immer weiter ausdehnte. Zar Nikolaus erließ ein Kriegsmanifest an sein Volk. In Belgien kam ein fürchterlicher Deutschenhaß zum Ausbruch, unter dem die ausgewiesenen Deutschen aufs Schwerste zu leiden

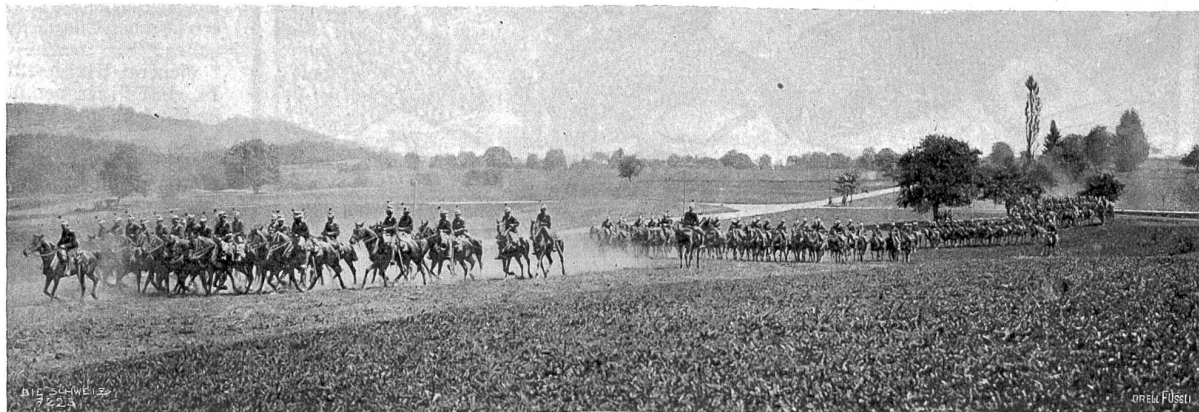


Schweiz. Manöverbild 1912

Von links nach rechts: General Wille; der deutsche Kaiser; Bundespräsident Forrer; General von Moltke, der Chef des deutschen Generalstabes; General von Hüene; Bundesrat Hoffmann; General von Plessen; Oberst Weber.

hatten.

An der russisch-deutschen Grenze kam es zu den ersten Gefechten, die sämtlich günstig für die Deutschen ausfielen und ihren Vormarsch in das russische Gebiet und die Besetzung einiger russischer Städte ermöglichten. Die von Galizien her vordringenden Oesterreicher riefen die Polen zum Aufstand auf, denen sie sich als Befreier empfahlen. Eine starke deutsche Armee trat den Vormarsch durch Belgien an. Am 6. August wurde der Krieg erklärt von Oesterreich an Rußland, von Serbien an Deutschland und von Montenegro an Oesterreich. Durch die Schweiz wälzte sich während mehreren Tagen eine ungeheure Menge von Italienern aus Deutschland, Frankreich und andern Ländern; sie wurden in zahlreichen Extrazügen durch den Gotthard und Simplon abgeschoben. Freitag den 7. August und Samstag den 8. drohte in der Nähe von Basel ein Zusammenstoß zwischen deutschen und französischen Truppen, welche letztere unweit unserer Grenze in raschem Vorrücken begriffen waren. Dem hannoverschen General v. Emmich gelang es am 7. August, die Hauptforts der belgischen Festung Lüttich zu erobern und die Stadt zu besetzen. Am Abend des 8. August hatten die Franzosen im Elsaß bereits Mülhausen erreicht und



Von den Herbstmanövern des I. Armeekorps 1911.

beseht, da es von den deutschen Truppen verlassen war. Aber schon am folgenden Tag wurden sie von den zurückkehrenden Deutschen in einem blutigen Kampfe, der sich bis in den Montag hineinzog, aus der Stadt und den umliegenden Orten ver-

trieben und auf Belfort zurückgeworfen. Zu gleicher Zeit errangen die Deutschen einen Erfolg bei Lagarde an der lothringischen Grenze südöstlich von Metz.

(Fortsetzung folgt).

## Die Schweiz in Waffen.

Mars regiert die Stunde: unsere gesamte Armee steht seit vierzehn Tagen im Felde, aufgeboten zum Schutz und Schirm der Neutralität unseres Landes. In Europa tobt der Kampf; das drohende Gewitter, das seit Jahren über dem Erdteil lag, hat sich plötzlich entladen, ausgelöst durch den Schuß eines feigen Meuchelmörders, der in Serajewo den österreichischen Thronfolger und dessen Gattin tötete. Armeen kämpfen Sieg und Niederlage entgegen, Kanonen brüllen, Tote, Sterbende und Verwundete bedecken die Felder, Not, Elend, Trauer, Angst, Verzweiflung nisten sich allerorts ein, und niemand in der weiten Runde vermag ehrliche Antwort zu geben, warum dieses Menschenmorden kommen mußte, heute, in einer Zeit, die sich auf ihre vielgepriesene Kultur so viel zugute tut... Möge die Kriegsfurie bald verschwinden, möge Mars rasches Regiment führen: lieber irgendwo ein Ende mit Schrecken als für die ganze Welt ein Schrecken ohne Ende... Tausend- und hunderttausendfach steigt dieser Wunsch auf in dieser toderntesten Zeit.

„Gott schütze und erhalte unser teures Vaterland. Wir empfehlen es dem Nachschuß des Allerhöchsten.“ Mit diesen packenden Worten schließt der von unserm Bundesrat am 5. August erlassene Aufruf an das Schweizer Volk, in dem die Gesamtmobilisation unseres Heeres bekanntgegeben wird. „Am 1. August,“ heißt es darin, „dem Geburtstage der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft, trug der Telegraph das Aufgebot in die entlegensten Dörfer und Weiler des Landes. Wir werden die kraft des freien Bestimmungsrechtes des Volkes

gewählten Richtlinien unserer Politik getreu unseren Traditionen und im Sinne der internationalen Verträge einhalten und daher vollständige Neutralität bewahren. Bundesversammlung und Bundesrat sind entschlossen, für die Aufrechterhaltung unserer Unabhängigkeit und die Wahrung unserer Neutralität alle Kräfte einzusetzen und alle Opfer zu bringen. Hinter den Behörden steht das Schweizer Volk in bewundernswürdiger Einigkeit und Geschlossenheit. Unserem Heere aber ist die erhabene Aufgabe geworden, das Land vor einem ihm drohenden Angriff zu schützen und den Angreifer, sei er, wer er wolle, zurückzuweisen. Wir erwarten von euch, Wehrmänner, daß jeder freudig seine Pflicht tue, bereit, dem Vaterlande Blut und Leben zum Opfer darzubringen. Ihr Offiziere werdet, wir sind dessen gewiß, überall euren Untergebenen mit leuchtendem Beispiel der Pflichterfüllung und der Aufopferung vorangehen, ihr Unteroffiziere und Soldaten werdet, wir wissen es, durch die Tat beweisen, daß auch im Freistaat der Wehrmann den Befehlen seiner Vorgesetzten willig und unbedingt Gehorsam leistet. Du Schweizer Volk, das du am häuslichen Herde zurückgeblieben bist, bewahre deine Ruhe und Besonnenheit, vertraue auf deine Behörden, die in diesen schweren Tagen nach besten Kräften ihres Amtes walten und auch für die Notleidenden nach Möglichkeit sorgen werden. Vertraue auf dein Heer, für das du nicht umsonst in Friedenszeiten so große Opfer brachtest und auf das du mit Recht stolz bist!“

Am Tage vor dem Erlass dieses denkwürdigen Aufrufes trat die vereinigte Bundesversammlung in Bern zur Wahl des Generals der schweizerischen Armee zusammen. Mit

122 Stimmen gegenüber 63 Stimmen, die auf Oberstkörpskommandant Sprecher fielen, wählte sie Oberstkörpskommandanten Ulrich Wille, der in feierlicher Sitzung schwörend das Gelöbnis abgab, „der schweizerischen Eidgenossenschaft Treue zu bewahren, die Ehre, die Unabhängigkeit, die Neutralität des Vaterlandes mit den ihm anvertrauten Truppen nach besten Kräften, mit Leib und Leben zu beschützen und zu verteidigen und sich genau an die Weisung des Bundesrates über den durch das Truppenaufgebot zu erreichenden Endzweck zu halten.“

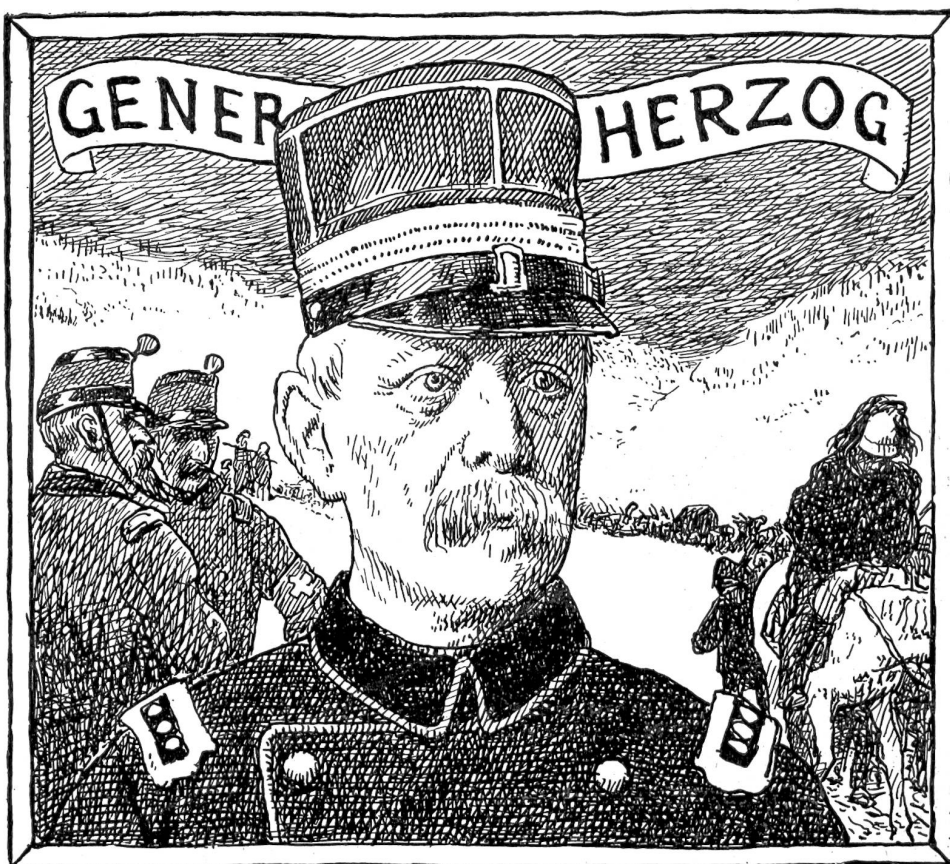
General Ulrich Wille, ein Offizier, der auch im Ausland größtes Ansehen genießt, ist der Senior unserer Korpskommandanten. Er ist, aus einer Neuenburger Familie stammend, 1847 in Meilen am Zürichsee geboren, war vorerst, nachdem er Rechtswissenschaft studiert und den juristischen Doktor absolviert hatte, bei der Artillerie als Instruktionsoffizier tätig, kam dann



Nach Zeichnung von Ernst Würtenberger, Zürich.

aber als Oberinstruktor und Waffenchef zur Kavallerie. In dieser verantwortungsvollen Stellung zeigte Wille dann in glänzendster Weise sein hervorragendes Können und Wissen und auch sein Organisationstalent. 1885 wurde er Oberst. Im Jahre 1900 sehen wir Oberst Wille an der Spitze der 6. Division, 1904 steht Wille erstmals an der Spitze des 3. Armeekorps, 1908 leitete er zum zweiten Male die Divisionsmanöver des 3. Armeekorps, und beim Kaiserbesuch 1912 stand er zum dritten Mal der Manöverleitung desselben vor. Verheiratet ist General Wille, dem die Stadt Zürich das Bürgerrecht geschenkt hat, mit einer Gräfin von Bismarck. General Wille, schreibt die N. Z. Z., ist Soldat mit Leib und Seele, ein ganzer Mann, von seltener Tatkraft und Zähigkeit, ein Organisator ersten Ranges und ein vollendeter Meister in der Kunst, die Menschen zu führen. Offiziere und Truppen, die er zu kommandieren hatte, hängen an ihm mit schrankenloser Begeisterung. Die Fehler, die ihm etwa zum Vorwurf gemacht wurden, sind die Schattenseiten seiner Tugenden, eines ungewöhnlichen soldatischen Temperamentes; durch Offenheit und Ritterlichkeit hat er je und je die schärfsten Gegner zu entwaffnen und zu veröhnen verstanden. Vor allem aber, General Wille hat sich um das schweizerische Wehrwesen unvergängliche Verdienste erworben. Als junger Artillerieoffizier redigierte er mit seinem frischen Geiste eine militärische Fachschrift, welche die gebildete Jugend zur Armee hinzog; dann wurde er der Reformator unserer Kavallerie; er gehörte zu den Initianten und Hauptmitarbeitern unserer Militärorganisation und wurde der Berater des Bundesrates in den wichtigsten militärischen Fragen. Er führte mit gleichem Glücke Division und Armeekorps und wirkte daneben unablässig als geistreicher und literarisch hochbegabter Mann befruchtend auf alle Teile unseres Heerwesens ein.

Neben General Wille richtet sich die Aufmerksamkeit des Landes vornehmlich auf den Chef des eidg. Generalstabs,



Nach Zeichnung von Ernst Würtemberger, Zürich.

Oberstkorpskommandant Th. Sprecher von Bernegg, geboren 1850 als Spross einer alten Bündner Patrizierfamilie. 1874 zum Oberleutnant ernannt, avancierte Sprecher 1877 zum Hauptmann, 1880 trat er in den Generalstab über, wurde 1883 Major und Stabschef der 8. Division unter Pfyster, 1887 erfolgte seine Beförderung zum Oberstleutnant, 1891 zum Obersten. Als solcher war er Stabschef des 4. Armeekorps. Er kommandierte auch die 16. Brigade. 1902 war er Kommandant der Gotthardbefestigungen, und Ende des Jahres erhielt er die 8. Division. Als 1905 Oberst Keller als Chef des Generalstabsbureaus zurücktrat, wurde Sprecher sein Nachfolger. Große und begründete Hoffnungen knüpften sich an die Uebertragung der Leitung unseres Generalstabsbureaus an Oberst von Sprecher. Allen bekannt ist der Leiter des Generalstabsbureaus als Schöpfer der neuen Truppenordnung, deren ganze Bedeutung für unsere Wehrmacht zu ermessen wir nun in der Lage sind.  
W. B.

## Ein Jubiläumstag der Genfer Konvention.

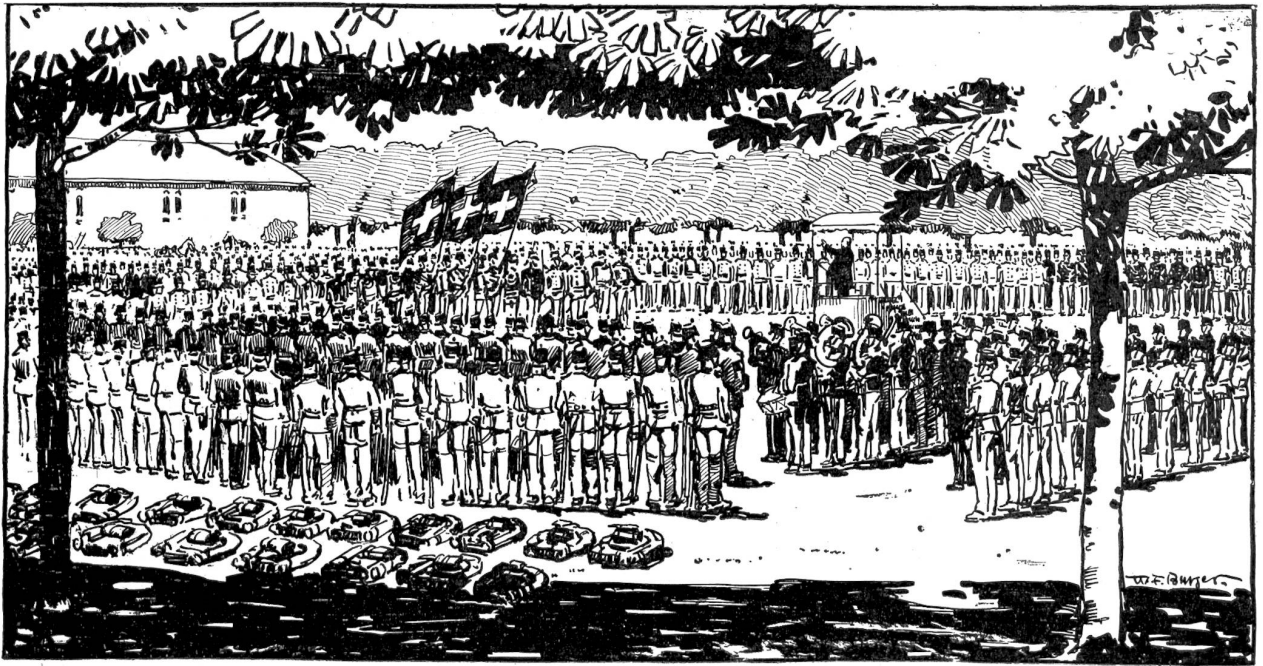
Nicht allzuwiele werden in den letzten ereignisreichen Tagen sich des 8. August 1864 erinnern haben, da ein halbes Jahrhundert abgelaufen war seit der Gründung des segensreichen Roten Kreuzes. An diesem Tage traten in Genf die Bevollmächtigten von 16 Staaten zusammen zur Feststellung der Genfer Konvention, und am 22. August wurde das rote Kreuz zu dem Abzeichen ausersehen, das in allen Kriegen die Neutralität der Verwundeten und Kranken sowie des zu ihrer Pflege bestimmten Personals und Materials gewährleistet. Der Zusammenschluss dieser internationalen Hilfsvereine hatte damals bereits eine lange Vorgeschichte. Eine organisierte Hilfe im Kriege finden wir schon vor einem Jahrtausend; schon damals schlossen sich Vereine zum Schutz und zur Pflege der Genossen zusammen, die nach der Sitte des Mittelalters zu

Ordnung ausgestellt wurden. Die Tradition dieser Ritterorden, die mit dem doppelten Gelübde zum Kampf ums Heilige Grab auszogen, die Ungläubigen zu töten und ihre Brüder zu heilen, sind zwar bald verwehrt und haben ihre menschenfreundliche Aufgabe vielfach im Streben nach Macht und Ruhm vergessen; aber die Tradition blieb erhalten, und auch heute noch gehören zum Roten Kreuz die Ritterorden der preussischen Johanniter, der Malteser- und St. Georgs-Ritter. Was jahrhundertlang freiwilliger Pflege und Hilfe überlassen geblieben, das erfuhr in den napoleonischen Kriegen zum ersten Mal eine militärische Ordnung und Organisation. War es nicht Mitleid, so war es doch die strategisch richtige Einsicht seines Vorteils, die den Korpsen dazu drängte, dem Sanitätswesen bei seiner Armee besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Segensreiches und Vorbildliches ist damals von den französischen Militärärzten durch ihre Einrichtungen für die Verwundetenpflege geschaffen worden. Aber immer größer wurden im neunzehnten Jahrhundert die Heere, immer furchtbarer die Verheerungen, die der Krieg unter den Soldaten anrichtete. Während des Krimkrieges stiegen die Verluste der englischen Armee vor Sebastopol ins Ungeheure. Von 83,000 Mann, die Britannien innerhalb zweier Jahre nach der Krim sandte, starben 16,000, d. h. je der fünfte Mann. Die Sterblichkeit in den Spitälern, in denen mehr Cholerafranke als Verwundete lagen, wuchs ins Unermessliche. Da ging im Auftrag des Kriegsministers Lord Sidney eine Frau nach dem Kriegsschauplatz, die berühmte Miß Nightingale, die durch ihre Kenntnisse, ihre Ausdauer und persönliche Hingebung eine völlige Umwandlung im Spitalwesen der Engländer hervorbrachte, sodas in den Hospitälern, wo vorher die Hälfte der Kranken unerbittlich dem Tode verfallen war, nunmehr fast alle bis auf zwei oder drei genasen. Das Auftreten dieser Frau

Schweiz" XII 1908, 261. XIV 1910, 527 f., sah das graufige Bild der Schlachtfelder von Solferino unmittelbar nach dem Kampf, und in der ergreifenden Schilderung seines ersten Mahnbuches „Eine Erinnerung an Solferino“ führte er der Menschheit die Grausamkeit eines solchen Verfahrens, das die Verwundeten auf dem Schlachtfeld sich selbst überläßt, eindringlich vor Augen. Aus dem unablässigen Wirken Dunants entstand nun eine Reform des Kriegsrechtes, entwickelte sich die Einrichtung des Roten Kreuzes. „Die Verwundeten dürfen nur soweit leiden, als es der Zweck des Krieges verlangt“ — diese Forderung stellte Dunant mit einer Schar Gleichgesinnter auf, und er verlangte weiter: „Sind sie außer Kampf gesetzt, so hören sie auf Feinde zu sein und werden Gegenstand der Hilfe. Diese Hilfe darf nicht gestört werden durch feindliche Maßregeln; Ärzte, Spitäler, Heilmaterial sind außerhalb des Krieges gestellt ...“

Der Genfer Konvention gehören alle europäischen Staaten, überdies u. a. die Vereinigten Staaten von Nordamerika und



Vereidigung Schweizerischer Truppen. Originalzeichnung von Willy Burger, Zürich.

bezeichnet einen Wendepunkt im Sanitätswesen des Krieges; auch die Russen lernten von ihr, und die Großfürstin Helene Paulowna bahnte nun auch in den russischen Krankenhäusern eine Besserung an. Auf dem Schlachtfeld selbst aber blieb es bei dem alten Leid, das in nichts die Qual der Verwundeten milderte. Da führte der mörderische Tag von Solferino auch hier den Ausbruch segensreicher Neuerungen herauf. Ein edler Menschenfreund, der Genfer Henri Dunant (geb. 8. V. 1828, gest. 30. X. 1910, s. „Die

Japan an. Eine Reihe von Zusatzartikeln sind im Laufe des halben Jahrhunderts hinzugekommen, sie wurden merkwürdigerweise aber niemals ratifiziert und bilden daher kein geltendes Recht. Nur die Konvention von 1864 besteht allein in Kraft; doch bedarf sie dringend einer Revision, da sie unausführbare Bestimmungen enthält, die notwendigerweise durch die allmächtige Gewalt der Tatsachen durchbrochen werden müssen.

## Aktuelles.

**Die drei Schweizerischen Generäle.** Dufour, Herzog, Wille sind die Namen der drei Schweizer, die bisher in Kriegzeiten der Schweizerischen Armee als Generäle vorgestanden haben, ein Genfer, ein Aargauer und ein Neuenburger. Guillaume Henri Dufour, dessen Bild noch heute manche Schweizerstube ziert, als Sohn einer Emigrantenfamilie im Inselhotel zu Konstanz geboren, wo auch Graf Zeppelin das Licht der Welt erblickte, studierte zuerst Chirurgie, dann die Militärwissenschaften an der polytechnischen Schule in Genf, war ein paar Jahre französischer Genie-Offizier auf Korfu, trat dann, als Genf durch den Wienerfrieden 1815 von Frankreich losgelöst wurde, in die Schweizerische Armee ein, arbeitete

als Zivilingenieur und Professor der Mathematik, wurde bald Oberinstruktor des Genies und Chef des Generalstabs, veranlaßte die Gründung der eidg. Militärschule in Thun, an der auch Napoleon III. unter ihm Studien machte, schrieb eine große Reihe militärwissenschaftlicher Werke und begann 1833 mit der Aufnahme der topographischen Karte der Schweiz (Dufourkarte), einer Riesenarbeit, die 1865 noch unter seiner Leitung vollendet wurde. Am 21. Oktober 1847 ernannte ihn die Tagsatzung zum Obergeneral des eidg. Heeres gegen die Sonderbunds Kantone und belohnte ihn für die treffliche Führung des Feldzuges mit einem Ehrensäbel und einer Dotation von 40,000 Fr. Im August 1848 übernahm er das



Henri Dunant (1828—1910).

Oberkommando über die eidg. Truppen, die am Rhein die Verlegung des schweizerischen Gebiets durch die badischen Insurgenten verhindern sollten. Beim Ausbruch des Neuenburger Konflikts mit Preußen wurde Dufour Ende 1856 nach Paris gesandt, und er trug zur friedlichen Beilegung des Zweites bei, wenn auch der Bundesrat zunächst die von Napoleon III.

angebotene Vermittlung ausschlug und Dufour nach seiner Rückkehr zum Obergeneral der gegen Preußen aufgebauten Armee ernannte. 1864 präsiidierte er den internationalen Kongreß, der die Genfer Konvention ins Leben rief (siehe Artikel in der vorliegenden Nummer), 1870/71 präsiidierte der 83jährige noch mit Umsicht das genferische Hilfskomitee für die Opfer des deutsch-französischen Krieges; am 14. Juli 1875 starb er im achtundachtzigsten Lebensjahre in seiner Heimatstadt Genf.

Hans Herzog, geb. am 28. Oktober 1819 in Aarau, wurde als damaliger Oberinstruktor der Artillerie von der schweizerischen Bundesversammlung am 16. Juli 1870 zum General ernannt. Da sich der Krieg bald nach dem Norden Frankreichs verzog, konnte ein Teil der aufgebauten Truppen (etwa 37,000 Mann) entlassen werden, doch wurde die Lage ernster, als im Januar 1871 die Deutschen Belfort umschlossen hatten und die französische Ostarmee unter General Bourbaki herbeieilte, Belfort zu entsetzen. Am 1. Februar schloß General Herzog eine Konvention mit dem französischen General Clinchant (Bourbaki hatte sich entleibt) über die Internierung der Bourbakischen Armee (88,000 Mann, 11,000 Pferde) in der Schweiz ab und leitete die Ueberführung dieser großen militärischen Massen in die Kantone. General Herzog, der 1839 in die Schweizer Artillerie eingetreten war und 1860 zum Inspektor der eidg. Artillerie avancierte, wurde später Waffenschef der Artillerie und starb am 2. Februar 1894 in Aarau. Die Internierten blieben in der Schweiz zwei Monate lang; Ende März, als der Friedensschluß bevorstand, konnten sie in ihre Heimat zurückkehren. Für die Kosten der Internierung zahlte Frankreich damals eine Entschädigung von 12 Millionen Franken.

Biographisches über General Ulrich Wille findet der Leser im zweiten Leitartikel dieser Nummer.

**Papst Pius X.** †. In der Nacht vom 19. auf den 20. August erlag Papst Pius X. einer plötzlich auftretenden Lungenentzündung. Giuseppe Sarto, geboren am 2. Juni 1835 in Riese, einem kleinen Städtchen in der Provinz Treviso, studierte Theologie in den bischöflichen Seminarien zu Treviso und Padua, wurde 1858 zum Priester geweiht und, nachdem er in verschiedenen kleinen Orten Venetiens als Pfarrer gewirkt hatte, 1875 zum Domherrn und Superior des Priesterseminars in Treviso ernannt. Die ihm angebotene Erhebung zum Bischof von Treviso lehnte er 1880 ab, nahm aber 1884 auf Befehl Leos XIII. die Würde eines Bischofs von Mantua an, wurde am 12. Juni 1893 zum Kardinal und drei Tage darauf zum Patriarchen von Venedig ernannt. Nach dem Tode Leos XIII. wurde er am 4. August 1903 zum Papst gewählt und am 10. August gekrönt (vgl. „Die Schweiz“ XV 1911, 413/4. XVII 1913, 212 und 216). Nach den italienischen Zeitungen diktirte der Papst wenige Tage vor seinem Tod

noch eine außerordentlich wichtige Verordnung für die künftigen Papstwahlen; mit ihr entzog er den weltlichen Mächten jedes Stimmrecht und befreite auf diese Art den Kardinalskongreß von jedem Einfluß auf die weltliche und geistliche Macht.

**Presszensur.** Im Interesse der Armee und ihrer Aufgaben zum Schutz unserer Neutralität sind durch die Militärbehörden eine Reihe von Zensurbestimmungen in Kraft getreten, die Text und Bild in Zeitungen und Zeitschriften betreffen. Sie sind außerordentlich scharf und hemmend, doch muß man sich ihnen eben fügen und hoffen, es werde in absehbarer Zeit etwelche Milderung eintreten. Am schlimmsten daran sind die Photographen; solche nichtschweizerischer Nationalität dürfen von der schweizerischen Armee überhaupt keine Aufnahmen machen, die paar zugelassenen schweizerischen nur mit ausdrücklicher Erlaubnis von Fall zu Fall. Aktuelle Bilder von unserer Armee im Feld werden also für die nächsten Nummern wohl nur spärlich einlaufen, wovon unsere freundlichen Leser heute schon Notiz nehmen wollen. Auch mit Bildern vom Kriegsschauplatz hapert es. Briefe und Pakete bleiben wochenlang irgendwo liegen, und in den Ländern des Krieges arbeitet die Zensur natürlich nicht minder scharf als bei uns. Krieg bringt eben alles durcheinander, und zum Photographieren ist das furchtbare Kriegstheater mit seinem Elend und Grauen doch eigentlich nicht der richtige Gegenstand.

**Schweizerische Landesausstellung.** Man kann unsern Ausstellungsbehörden nur dankbar sein, daß sie trotz der gegenwärtigen schweren Zeit von einer nabelliegenden vorzeitigen Schließung der Landesausstellung nichts haben wissen wollen, sondern beschlossen, die Ausstellung programmgemäß zu Ende zu führen. Ohne allen Zweifel haben sie damit viel zur Steigerung der Arbeitslosigkeit beigetragen; denn ein Heer von Beamten und Angestellten wäre sozulagen von einem Tag auf den andern auf die Straße gestellt worden, ohne viel Aussicht, jezt irgendwo Beschäftigung zu finden. In den kritischsten Tagen zu Anfang August sank begreiflicherweise die tägliche Besucherzahl sehr tief, von etwa 20,000 auf nur 3000, langsam und stetig ist sie aber wieder gestiegen, und wenn auch keine Aussicht vorhanden ist, daß die frühern Zahlen wieder erreicht werden können, so beweisen die Tagesrapporte doch schlagend, daß es der Ausstellung auch jezt an Interessenten nicht fehlt. Ist erst einmal der Kriegsfahplan verschwunden und damit auswärtigen Besuchern wieder die Möglichkeit



Papst Pius X., gest. 20. August 1914.



gegeben, auch in einem Tag die Ausstellung zu besichtigen, so wird sich die Frequenz sicherlich noch weiter heben.

**Die Krönung des Schahs von Persien.** Am 21. Juli hielt der junge Sultan Achmed Mirza, Mohammed Alis Sohn, der am nächsten Tag zum Schah von Persien gekrönt wurde, seinen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt Teheran. Der siebzehnjährige Schah Achmed mußte fünf Jahre lang auf diese Krönung warten. Denn es war am 18. Juli des Jahres 1909 — Mohammed Ali war Flüchtling in der russischen Gesandtschaft — als die Revolution den jungen Achmed zum König ausrief. Der Einzug des jungen Schah ging mit größter Feierlichkeit und Würde vor sich. Der Gouverneur von Teheran hatte vor dem Palast Aufstellung genommen, um den Schah zu erwarten, der mit großem militärischem Gefolge vor den Toren der Stadt eintraf. Voran ritten fünfzig Kosaken mit langem, stumpfprottem Dolman und Schaffell-



Sultan Achmed Mirza, der neue Schah von Persien.

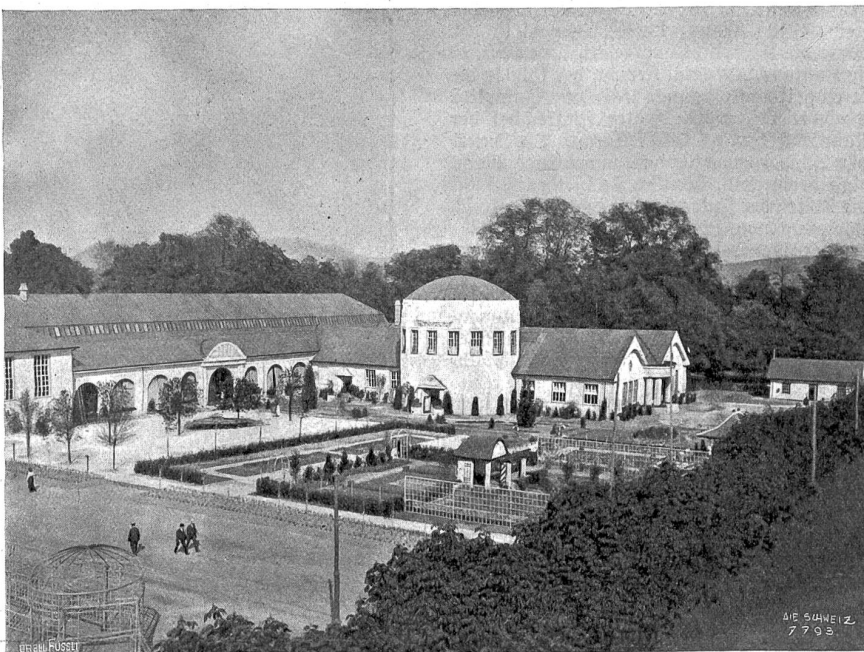
mühen, denen Trupps von Gendarmen und berittenen Polizisten folgten, und dann kam die von sechs Rappen gezogene Staatskutsche mit dem jungen Schah. Zu beiden Seiten der Kutsche liefen königliche Läufer in roten und goldenen Uniformen mit dem historischen Hahnenkamm als Kopfschmuck. Hinter der Kutsche ritten die Minister und die Hofbeamten, die eine Schar Leibwachen flankierte. So kam der prächtige Zug durch das Dowlat-Tor und zog dann durch die feierlich geschmückte Stadt zum Gulistan-Palast. Der junge Schah hat regelmäßige, fast europäische Gesichtszüge und trug einen langschößigen, goldbestickten Frack, der an der Brust mit Diamanten übersät war. Auf dem Kopf hatte er die historische Lamfellmütze mit einer riesigen Diamantagraffe. Mohammed Ali aber ist ein Verbannter ohne Macht und ohne Anhänger, und der jetzige Schah, sein Lieblingssohn, darf seinen Vater nie wiedersehen.

## Verschiedenes.

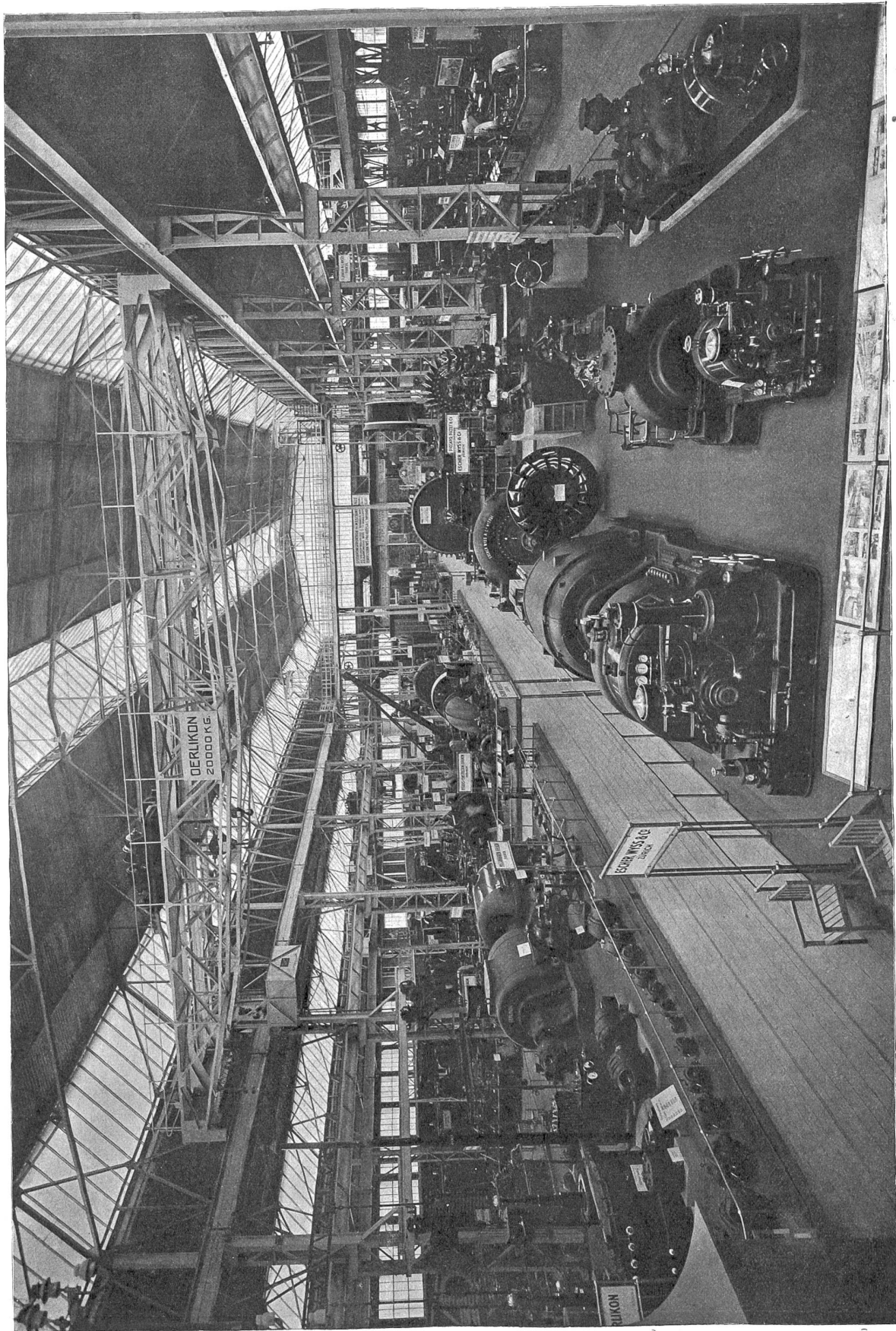
**Die Kosten des Krieges.** Der österreichische Finanzminister hat sich im Reichsrat einmal darüber ausgesprochen, was Oesterreich-Ungarn ein Krieg kostet; er erklärte damals, man werde für jeden Mann der Armee per Tag etwa 10 Mark brauchen, wobei die Summen für Pensionen, Entschädigungen und andere aus einem Kriege entstehende Ausgaben nicht mitgerechnet sind. Ein Krieg von sechs Monaten Dauer, in dem zwei Millionen Soldaten mobil gemacht wären, würde also nach dieser Schätzung 3600 Millionen Mark verschlingen. Von dieser heute ganz besonders aktuellen Feststellung geht der englische Finanzmann Edgar Crammond in einer interessanten Betrachtung über die Kosten eines (mittlerweile eingetroffenen) Zukunftskrieges aus, die er in der „Quarterly Review“ veröffentlicht hat. Er sucht zunächst die Summen festzustellen, die einige der größten Kriege der jüngsten Vergangenheit verschlungen haben. So berechnet er die Gesamtverluste Frankreichs an getöteten, verwundeten und gefangenen Mannschaften

während des deutsch-französischen Krieges auf 21,500 Offiziere und 702,000 andere Soldaten. An Geld hat Frankreich der Krieg 1088 Millionen Mark gekostet, während sich die Ausgaben Deutschlands für das Militär auf 1550 Millionen Mark beliefen. Die Verluste an Soldaten betragen für Deutschland 6247 Offiziere und 123,400 Mannschaften. Der süd-afrikanische Krieg, der 31 Monate dauerte und England an Soldaten ungefähr 44,700 Mann kostete, hat nach den Berechnungen des großbritannischen Schatzamtes eine Geldsumme von 4220 Millionen Mark verschlungen. Der 18 Monate

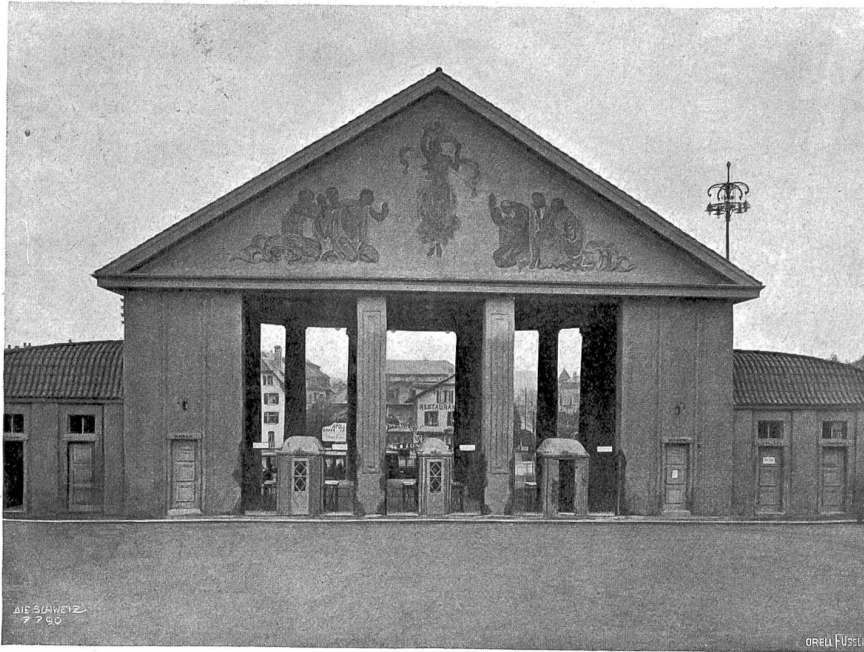
dauernde russisch-japanische Krieg brachte Japan an Soldaten einen Verlust von 135,000 Mann; die direkten Kriegskosten betragen für die japanische Regierung 4060 Millionen Mark. Rußland hatte an verwundeten, getöteten und gefangenen Soldaten 350,000 Mann zu beklagen; die direkten Kosten, die die Russen aufbringen mußten, belaufen sich auf rund 6 Milliarden Mark. Nach den Schätzungen des Verfassers müssen die Summen, die



Schweiz, Landesausstellung in Bern. Abteilung Landwirtschaft.



Schweizerische Landesausstellung in Bern. Blick in die Maschinenhalle.



Schweiz. Landesausstellung in Bern. Das Portal im Neufeld.

Deutschland in den ersten sechs Wochen nach Erklärung eines Krieges aufzubringen hätte, mit 2450 Millionen Mark angelegt werden. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Ausgaben, die ein großer Staat machen muß, bei jedem künftigen Kriege während des ersten Vierteljahres nicht niedriger als mit zwei Milliarden Mark beziffert werden können. Dazu kommen dann noch die Materialschäden, die ein Staat allein an seiner Wehrmacht erleiden kann. Ganz ungeheuer kann der Schaden sein, der durch die Zerstörung der Flotte angerichtet wird. Crammond berechnet die Kosten, die England für den Wiederaufbau seiner Flotte aufbringen müßte, auf etwa zwei Milliarden Mark. Zu den eigentlichen Kriegskosten treten dann noch als ein nicht minder wichtiger Faktor die ungeheuren Verluste, die selbst ein glücklich durchgeführter Krieg für den Handel und für das Gesamtvermögen eines Landes bedeutet. Der Verfasser berechnet, daß die Herabsetzung der in England vorhandenen Kapitalien durch einen Krieg mit nicht weniger als 10 Prozent angenommen werden muß. Bei einem in England vorhandenen Gesamtvermögen von 160 Milliarden Mark würde sich also die Wertherabsetzung auf 16 Milliarden Mark belaufen. Dazu käme noch die völlige Lahmlegung des Handels im Falle eines Krieges, und diesen Verlust müßte man mit etwa zwei Milliarden Mark beziffern. Der Gesamtverlust, der bei einem Weltkrieg durch das Stöcken des Handels hervorgerufen würde, dürfte bei einjähriger Dauer des Krieges nicht unter zehn Milliarden Mark angenommen werden.

#### Moderne Kriegschirurgie.

Der europäische Krieg lenkt im gegenwärtigen Augenblick die Aufmerksamkeit mit gutem Recht auf die gewaltigen Fort-

schritte der modernen Kriegschirurgie, die berufen ist, die fürchterlichen Wirkungen unserer Kriege wenigstens in etwas zu lindern und abzuschwächen. Die moderne Kriegschirurgie, schreibt man der „Tägl. Rundschau“ aus militär-ärztlichen Kreisen, ist zu ganz andern Grundsätzen gelangt wie die noch vor 40 Jahren herrschende kriegschirurgische Theorie. Diese Umgestaltung ihrer grundlegenden Prinzipien war eine notwendige Folgeresehung der Einführung des modernen Geschosses und der aseptischen Wundbehandlung. Das moderne Geschoss ist bekanntlich ein sog. Vollmantelgeschoss, d. h. ein Stahl- oder Nickelmantel umschließt einen Hartbleikern, während noch 1870 sowohl auf deutscher wie auf französischer Seite Bleikugeln mit erheblich größerem Kaliber zur Verwendung kamen. Diese alten Geschosse verursachten natürlich einen weit größeren Ein- und Ausschuß, womit naturgemäß eine größere Zerstörung der Haut und der darunter liegenden Weichteile verbunden war. Unser modernes kleinkalibriges Geschoss dagegen verursacht in

den meisten Fällen einen glatten Lochschuß, sodaß die Gewebe und selbst die Knochen ohne Schwierigkeit durchschlagen werden. Als großer Vorzug des modernen Vollmantelgeschosses muß es gelten, daß nach den Erfahrungen und Beobachtungen der Militärärzte aus den letzten Kriegen die Haut nicht selten beim Ein- oder Ausschuß so glatt durchtrennt wird, daß infolge der großen Elastizität der Haut oft nur ein feiner Schlitze hervorgerufen wird. Die Ränder des Einschusses legen sich gleich wieder aneinander, d. h. die gesetzte Wunde schließt sich fast sofort selbständig und verklebt so rasch, daß Infektionsstoffe von außen nicht in die noch dazu mit einem trockenen Blutschorf gedeckte Oeffnung eintreten können.

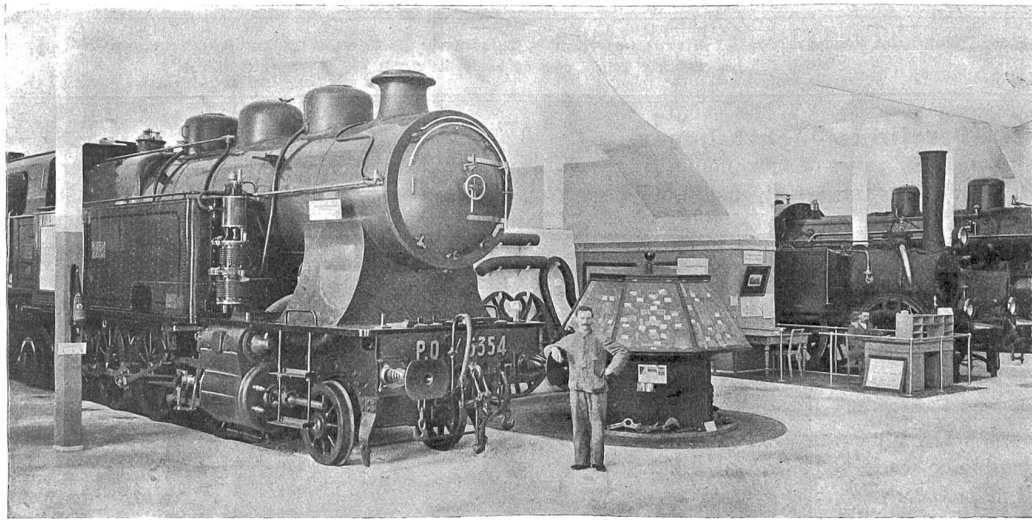
Zu bemerken ist allerdings, daß nicht jede Schußverletzung so einfach verläuft. Besonders die fürchterlichen Wirkungen



Schweizerische Landesausstellung in Bern. Der Maggi-Pavillon im Mittelfeld.

der sog. „Nahschüsse“ berechtigen noch immer nicht dazu, von einer humanen Wirkung des modernen Geschosses zu sprechen. Selbstverständlich haben die Fortschritte der allgemeinen Chirurgie auch die der Kriegschirurgie im besondern aufs stärkste beeinflusst. Die geniale Entdeckung Lord Listers, die aseptische Wundbehandlung, bildet heute das unerschütterliche Fundament der Therapie der Kriegsverletzungen. Hier hat das Beispiel Ernst v. Bergmanns bahnbrechend gewirkt, der zuerst im russisch-türkischen Kriege 1878 die Gedanken Listers im Felde in die Tat umsetzte. Heute fehlen in der Kriegschirurgie nicht die modernsten Hilfsmittel. Röntgenverfahren u. dgl. werden in den Lazaretten hinreichend angewandt. Amputationen werden nur noch in beschränkter Zahl vorgenommen, im wesentlichen werden Verbände angelegt und die Auswahl der Verwundeten nach Art und Schwere der Verletzung zur Verteilung auf die Lazarette vorgenommen. Ein enormer Fortschritt der neuesten Kriegschirurgie beruht darin, daß man sich mehr und mehr vom Gebrauch des Wassers freigemacht hat. Die Ärzte desinfizieren sich selbst mit 60prozentigem Alkohol, das Operationsfeld, die Umgebung der Wunde wird mit Jodtinktur oder Mastisol desinfiziert, überhaupt werden die Wunden nur noch trocken behandelt und nicht mehr gespült, da Trockenheit immer antiseptisch wirkt und für krankheitsregende Mikroorganismen keinen Boden

gibt nämlich ebensogut freundliche wie feindliche Geräusche. Der kämpfende Krieger hört den Knall seines eigenen Gewehres und der Gewehre seiner Gefährten; er hört das Pfeifen der Granaten, die über seinen Kopf hinweg auf die feindlichen Reihen fliegen, und all das stärkt seinen Mut, kräftigt seine Nerven. Sein eigenes Schreien, die Rufe seiner Freunde, die Befehle und Ermutigungen seiner Vorgesetzten — all das stellt das Gleichgewicht wieder her gegenüber den feindlichen Tönen, die sein Ohr umdröhnen, dem Schwirren der Kugeln, dem Bersten der Granaten, dem dumpfen Gedröhn der feindlichen Kanonen, den seltsamen Schreien und unbekanntem Geräuschen, die aus der Ferne zu ihm herüberbölen.“ Dr. Rimier wirft die Frage auf, ob die Nervensysteme der heutigen Menschen so gut organisiert sind, daß sie all diesen Erregungen des Krieges widerstehen können, und er zieht zum Beweise dafür, daß dies nicht der Fall sei, die Paniken heran, die im Balkankriege unter den Türken ausbrachen. Gewöhnung an all diese Eindrücke schon im Frieden sei das beste Mittel, um die Nerven der Soldaten für den Krieg zu stärken. Der russische General Dragomirov, der, dem Beispiel seines Lehrers Suwarow folgend, das russische Heer auf Marschen und in Manövern unter richtigem Gewehr- und Granatenfeuer üben ließ, wußte wohl, was Gewöhnung vermag. Unsere heutigen Anschauungen würden sich freilich schwer zu einer solchen Gewaltmethode



Schweizerische Landesausstellung in Bern. Blick in die Halle für Transportwesen.

abgibt. So ist immerhin die Gewähr geboten, daß die Wissenschaft alle Mittel aufgeboden hat, um die Schrecken und das Grauen der modernen Kriege einigermaßen zu lindern.

**Die Nerven im Kriege.** Eingehende Untersuchungen über die Nerven „im Kriege“ hat der Generalinspektor des französischen Sanitätswesens, Dr. S. Rimier, angestellt und in einem Aufsatz der „Revue Scientifique“ veröffentlicht. „In unserer Epoche“, erklärt er, „in der so viele Nervensysteme, durch alle Arten von Giften erschüttert, krankhaft und unberechenbar reagieren, ist es natürlich, daß die psychischen Wirkungen des Krieges von größter Wichtigkeit sind. Demzufolge ist es unsere Aufgabe, diese Wirkungen zu bekämpfen, soweit sie schädlich sind. Besonders starken Einfluß auf die Nerven haben die Geschosse im modernen Kriege, und zwar wird der Soldat durch Eindrücke des Gesichts und des Gehörs aufgeregt. Den Feind bekommt man auf dem Schlachtfeld der Gegenwart selten deutlich zu sehen, mit Ausnahme der wenigen Kämpfe von Mann gegen Mann; die Kugeln sind klein und pfeifen mit leisem Zischen dahin; die Granaten machen sich nur durch eine Rauchwolke bemerkbar; verwundete Kameraden brechen zusammen. Im ganzen ist der Einfluß der Gesichtseindrücke auf die Nerven gering anzuschlagen gegenüber dem Höllenlärm, der sie begleitet. Geräusche sind die wichtigsten Faktoren in den psychischen Unruhen, die auf dem Schlachtfeld hervorgerufen werden, und doch haben auch sie ihre gute Seite. Es

verstehen; aber der Soldat sollte wenigstens daran gewöhnt werden, Granaten zu sehen und zu hören, wie sie in seiner Nähe explodieren. Die Deutschen vertrauen auf den anfeuernden Einfluß ihrer Luftschiffe ebenso sehr wie auf deren zerstörende Kraft. Wie dem auch sei, jedenfalls wird der, der die begeistertste Erregung einer Truppe beim Erscheinen von Luftschiffen und Flugzeugen gesehen hat, die günstige Wirkung dieser neuen Gefechtsmittel auf die Nerven nicht unterschätzen.

**„Badenfahrten“ und „Badenschenkungen“.** Die warmen Bäder zu Baden in der Schweiz wurden schon von alten Zeiten her wegen ihrer Heilkräfte gerühmt und besucht, jedoch erst gegen Ende des Mittelalters wurde es unter den reichen und angesehenen Familien Mode, jährlich eine Reise dorthin zu machen. Solche Reisen nannte man „Badenfahrten“. Dabei bildete sich nun mit der Zeit ein wunderlicher Mißbrauch heraus, der so entstand, daß einigen hohen Herren, während sie in Baden anwesend waren, Ehrengeschenke von der Bürgerschaft dargebracht wurden. Bald machte jeder Ritter, jeder höhere Beamte auf solche Geschenke Anspruch, die von den Untertanen entrichtet werden mußten und einer schweren jährlichen Steuer gleichkamen. Als 1534 der Bürgermeister Rüst von Zürich eine Badenfahrt machte, zogen ihm 200 Bürger und Landsleute zu Pferd nach und verehrten ihm einen fetten, blau und weiß geschmückten Ochsen mit vergol-

deten Hörnern, einen blausamten Sockel mit zwanzig rheinischen Gulden in Gold dazu. 1606 erhielt der Bürgermeister Bräm bei gleicher Gelegenheit ein Rind, 1609 der Herzog Ernst von Bayern einen Silberrnen, vergoldeten Globus samt einem Tier aus dem Stadtgraben und einige Fische, 1610 der Landgraf Maximilian zu Stühlingen ein Rind, das 65 Gulden kostete, 1646 der Bürgermeister Rahm ein kunstreiches Uhrwerk und Schreibzeug, 1670 der Bürgermeister Grebel 87 Gulden 28 Kreuzer. Nun wurde der Mißbrauch immer ärger, selbst Räte verlangten Badengeschenke. Ein Chronist vom Jahre 1620 schildert in feiner treuherzigen Weise die Ansitze folgendermaßen: „Neben den Herren Bürgermeistern wurden auch den Räten, Zunftmeistern usw. silberne Geschirre verehrt. Jedem von seiner Zunft. Wer ein Obervogt oder Amtsmann war, empfing eben ein solches Badengeschenk von seinen Amtsuntertanen. Nicht weniger war auf der Landschaft bald feiner mehr, der je etwas Ansehens hatte in seinem Dorfe, welchem nicht silberne Badengeschenke erteilt wurden. Diese Badengeschenke fielen manchem Hausvater sehr schwer. Die Schmeichler und Tellerflecker, die solche Badengeschenke betrieben und sich selbst aufwarfen zu Gesandten, die wußten solche Sachen derartig zu erzwingen, daß niemand gern sich weigern mochte, aus Furcht, er und die Seinen möchten es anderweg höchlich zu entgelten haben. Dies Dinga wird gar so viel, daß mancher Bürger darob ungeduldig ward.“ Am

3. April 1680 setzte auf Andringen der Bürgerschaft der Zürcher Rat eine Strafe auf das Badengeschenke, die jedoch so wenig half, daß 1765 das Strafmandat erneut und erhöht werden mußte. Später kam der Brauch dann von selbst auch an andern Orten in Wegfall.

**Das Museum von Rhodos.** Die Restaurierung des alterwürdigen Bauwerkes, das auf Betreiben der italienischen Regierung dazu bestimmt ist, als „Museum von Rhodos“ der Nachwelt die Erinnerung an die Geschichte der Insel zu erhalten, geht ihrem Ende entgegen. Es handelt sich um den stattlichen Bau, der in den Jahren 1421—1437 unter der Herrschaft des Antonius Pluvian und La Rivieres, des zehnten Großmeisters des Ordens der Ritter von Rhodos, erbaut wurde. Ursprünglich diente er dem Orden als Kloster, später wurde er von den Türken als Kaserne verwendet. Um einen geräumigen Hof ziehen sich prächtige Säulengänge mit gotischen Wölbungen. Den Mittelpunkt des Hauses bildet ein riesiger Saal von sieben Metern Höhe; in ihm wurden in alten Zeiten die neuen Ritter des Ordens zum Schwur zugelassen, indes die übrigen Räume den Novizen dienten. Nach der gründlichen Wiederherstellung wird das Bauwerk die schönen Sammlungen aufnehmen, die aus dem im Auftrag der italienischen Regierung an verschiedenen Stellen der Insel vorgenommenen Ausgrabungen hervorgegangen sind und die bereits eine Fülle kulturhistorisch und künstlerisch wertvollen Materials umfassen.

Redaktion der „Illustrierten Rundschau“: Willi Bierbaum, Zürich 8, Dufourstraße 91. Telefon 6313. — Korrespondenzen und Illustrationen für diesen Teil der „Schweiz“ beliebe man an die Privatadresse des Redaktors zu richten.

### Ein herrliches Wohlbehagen

empfindet man nach einer Kopfwäsche mit Pixavon. Es ist dies eine milde, flüssige Kopfwäscheer-seife, der man mittels eines besonderen patentierten Verfahrens den übeln Teergeruch genommen hat. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß der Teer als geradezu souveränes Mittel zur Pflege des Haares und der Kopfhaut angesehen wird. Die bedeutendsten Dermatologen halten die Haarpflege mittels Teer-seife für die wirksamste. Auch in der weitbekannten Cassarschen Haarpflege-Methode spielt die Anwendung der Teerseife zu Kopfwäschungen eine wesentliche Rolle. — Pixavon reinigt das Haar nicht nur, sondern wirkt durch seinen Teergehalt direkt anregend auf den Haarboden. Die regelmäßige Pixavon-Haarpflege ist die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare, die sich aus den modernen Erfahrungen ergibt. Pixavon gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen

Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen. Schon nach wenigen Pixavonwäschungen wird jeder die wohlthätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl das Pixavon als das Ideal-mittel für Haarpflege ansprechen.



Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Im allgemeinen wird „hell“ (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für drei Franken, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauch monatelang aus.

— Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, eine vernünftige und naturgemäße Haarpflege durchzuführen.